

chens, sondern vor allem auch schon als Hinweisgestus —, das Darüberbreiten der Hände, schließlich, wenn man die naheliegende und im Ursprung begründete Umdeutung vornehmen will, auch die Erhebung bei der Wandlung selbst. Kurz: hierher gehört alles, was das Geben, die Bewegung der Gaben zu Gott hin ausdrückt. Denn wenn wir dem großen Gott, der überall gegenwärtig, aber für uns nirgends faßbar ist, huldigend mit einer Gabe nahen wollen, können wir dieses unser Geben ja nur andeuten — selbst das Weggeben, das Ausschütten, das Vernichten sind nur Andeutungen unseres Gebewillens.

In diesem Sinne steht nun der ganze Ritus zwischen Wortgottesdienst und Kommunion eindeutig auch als Gestalt nicht lediglich in einem Zueinander und Miteinander einer Tischgemeinschaft, sondern in der auf diesem Grunde sich erhebenden Hinbewegung zu Gott, die in der Vormesse sich vorbereitet, im Kommunionabschnitt zur Ruhe kommt. Dabei ist diese rituelle Fassung nicht erst die Frucht einer späten und sekundären Entwicklung, sondern war bereits in der Urkirche der Stiftung Jesu aufgeprägt. Sehen wir ja schon um die Wende des ersten Jahrhunderts die Feier bezeichnet als Eucharistia, als Danksagung. Die Danksagung bestimmt den Aufbau des Hauptgebetes in allen Liturgien, wie schon die ebenso allgemein vorangestellte Aufforderung erkennen läßt: *Gratias agamus Domino Deo nostro!* Der erste volle Text einer Messe, der um 215 ins Licht der Geschichte tritt, enthält bereits an entscheidender Stelle, aus der Danksagung hervorgehend und sie weiterführend, das „offerimus“, „wir bringen dar“, dasselbe, das wir heute nach der Wandlung beten.

Zur hörbaren Darstellung des Opferwillens kommen aber sehr bald, und zwar sehr bald für uns nachweisbar, die Anfänge auch einer sichtbaren Opfersymbolik. Schon in dem eben erwähnten ältesten Formular einer Messe, der Eucharistie Hippolyts von Rom, wird vorgeschrieben, daß der Bischof zu Beginn des Dankgebetes seine Hände über die Opfergaben ausbreite. Ja es ist mindestens in hohem Grade wahrscheinlich, daß eine Darbringungsgebärde schon zur Zeit Christi zum Ritus des feierlichen Mahles geformt war, und zwar sowohl zum eröffnenden Brotbrechen wie zum abschließenden Dankgebet, das der Hausvater mit erhobenem Becher sprechen

mußte — daß also schon der Herr selber einen solchen Ritus beobachtet hat².

Wenn heute die Neigung so stark ist, in der Meßfeier nicht nur die Gemeinschaft zu betonen, sondern die Gemeinschaftssymbolik und näherhin die Mahlsymbolik zur Grundgestalt zu erheben, so kommt wohl auch darin eine im ganzen sehr berechtigte Gegenbewegung gegen die lange fortgesetzte Vernachlässigung dieses wichtigen Momentes der Meßfeier zum Ausdruck, eine Gegenbewegung auch in der Richtung der Erkenntnis, daß man mit dem Begriff des Opfers allein das innere Geschehen nicht vollends ausschöpfen kann, besonders wenn man dabei einseitig auf das Opfer Christi achtet. Erst die reformatorische Kontroverse hat ja dazu geführt, die Frage um das Opfer Christi mit einer gewissen Ausschließlichkeit ins Blickfeld zu rücken und schließlich auch das Gedächtnis des Herrn in dem reichlich abstrakten Begriff des relativen Opfers aufgehen zu lassen. Die mittelalterliche Denkweise achtete viel stärker auch auf das Opfer der Kirche; neben dem Opfer Christi aber sah man viel lebhafter, als wir es gewohnt sind, auch das Gedächtnis seines Lebens und Leidens, das man in den allegorisch gedeuteten Zeremonien dargestellt fand.

Josef A. Jungmann S.J.

Das Ende des Christentums im spätmittelalterlichen China

Bis vor kurzem glaubte man, daß das unter der Mongolenherrschaft in China blühende und freundlich geduldete Christentum mit dem Sturz der Mongolendynastie (1368) vernichtet worden sei, und daß der hochverdiente Johannes von Montecorvino, den Papst Clemens V. (1305—1314) im Jahre 1307 zum Erzbischof von Peking ernannt hatte, der einzige Bischof gewesen sei, der dort sein Amt ausübte. Wir wissen, daß Johannes von Montecorvino über 20 Jahre als Erzbischof wirkte und 6 chinesische Bischofssitze ins Leben rief, bis er 1328 oder unmittelbar hernach hochbetagt starb. Obwohl die Haltung der chinesischen Kaiser gegenüber den christlichen Glaubensboten noch lange nachher durchaus freundlich blieb, fand Johannes von Montecorvino doch keinen

² Vgl. dazu in dem eben erschienenen Werk des Verfassers „Missarum Sollemnia“ (Wien 1948, Herder; 2 Bde.) II, S. 245. Darin auch die Belege für andere Einzelheiten des hier versuchten Nachweises.

Nachfolger, der wirklich als Erzbischof fungierte. Mehrere zufällige Umstände haben hierzu beigetragen.

Zunächst erfuhr man am Papsthof sehr spät vom Tode des Erzbischofs. Zwar kam die Kunde noch vor dem Tode Johannis XXII. (3. Dezember 1334) nach Avignon, und der Papst ernannte auch sofort einen Franziskanerpater Nikolaus zum Nachfolger. Dieser machte sich mit 26 Brüdern auf die Reise, starb jedoch unterwegs im Reiche Dschagatei, worauf seine Begleiter anscheinend umgekehrt sind. Zu Anfang 1338 langte dann in Avignon eine Gesandtschaft aus China an, die sowohl einen Brief des Großkhans wie einen im Juli 1336 geschriebenen Brief der christlichen Alanenfürsten überbrachte. In diesem zweiten Schreiben war Klage geführt, daß die Christen in China schon seit 8 Jahren „ohne Haupt und geistliche Tröstung“ seien, und es wurde die Bitte ausgesprochen, baldmöglichst einen Nachfolger für den verstorbenen Erzbischof zu ernennen. Warum Papst Benedikt XII. (1334—1342) dem Wunsche nicht sogleich entsprach, ist nicht erkennbar. Jedenfalls reiste die Gesandtschaft im Juli 1338 nach China zurück, ohne daß ihr ein neuer Erzbischof beigegeben wurde. Statt dessen ernannte der Papst am 30. Oktober den Franziskanerpater Johannes von Marignola zum päpstlichen Legaten und schickte ihn nach China, jedoch mit dem Auftrag, die dortigen Verhältnisse zu prüfen und dann zurückzukehren. Dieser Johannes von Marignola machte sich im Dezember 1338 auf den Weg, war 3 Jahre unterwegs und blieb bis 1345 oder 1346 in China, trat dann die Rückreise zur See an, hielt sich aber unterwegs lange in Indien auf und kehrte erst 1353 nach Avignon zurück, wo jetzt Innozenz VI. (1352—1362) auf dem Stuhl Petri saß. Dieser hatte mit politischen Angelegenheiten in Europa hinreichend zu tun und wandte dem chinesischen Erzbistum nur bescheidenes Interesse zu. Zwar fragte er beim Generalkapitel des Franziskanerordens an, wer als Erzbischof für China empfohlen werden könne, und ernannte bald darauf auch den Bischof Kosmas von Sarai zum Erzbischof für den Fernen Osten. Als aber Bischof Kosmas um Belassung in seinem bisherigen Amt bat, wurde er in sein altes Amt zurückversetzt. Ein neuer Amtsnachfolger wurde nicht ernannt.

Erst 1370, nachdem der erzbischöfliche Stuhl in Peking schon über 40 Jahre verwaist war, bestimmte der nunmehrige Papst Urban V. (1362—1370) den Pariser Theologieprofessor Guillaume

Dupré (Guilelmus de Prato) zum neuen Erzbischof. Dieser trat auch mit 20 Begleitern die weite Reise an, hatte aber kein besseres Schicksal als der oben genannte Pater Nikolaus. Er ist mit allen seinen Begleitern unterwegs verschollen und hat sein Amt nicht antreten können.

Inzwischen hatte ein aus niedrigen Verhältnissen stammender heidnischer Priester Tschu-yuen-tschang, der sich schon seit 1351 im politischen Aufstand gegen die erschlaffte Mongolendynastie befand, am 25. August 1368 Peking erobert, den unwürdigen Kaiser Schun-ti verjagt und damit die mongolische Fremdherrschaft gestürzt. Der Rebell wurde damit zum Gründer der nationalen Ming-Dynastie (1368—1644) und bestieg selbst als Kaiser Tai-tsu (1368 bis 1398) den Drachenthron. Da er, wie es bei solchen Vertreibern von Fremdherrschern die Regel ist, seine nationale Gesinnung mit Haß gegen alles Fremde verband, stellte er sich auch gegen die fremden Religionen feindselig ein, und man nahm an, daß er das blühende katholische Christentum wieder völlig ausgerottet habe.

Ein neuer Fund scheint indes diese Annahme zu widerlegen. Mit Überraschung hat man jetzt festgestellt, daß in Peking nach 1368 noch ein weiterer Erzbischof gewirkt hat, von dem man bisher nichts wußte, ja daß noch Jahrzehnte später eine offenbar nicht ganz kleine christliche Gemeinde in China zu finden war, so daß die bisherige Annahme, das Christentum sei unter der Ming-Dynastie zugrunde gegangen, nicht zuzutreffen scheint.

Diese neue Erkenntnis ist einer Handschrift zu danken, die 1937 in der Grazer Universitätsbibliothek aufgefunden wurde. Ihr Entdecker, Dr. Anton Kern, hat 1938 über seinen Fund berichtet¹. Es handelt sich um ein Manuskript, das 1404 vom damaligen Erzbischof von Sultanieh (Soldania), Johannes III. de Galonifontibus, verfaßt wurde, einem französischen Franziskanermönch, der von Timurlenk (Tamerlan) als Gesandter an die christlichen Herrscher des Abendlandes gesandt war, um sie zu Handelsbeziehungen mit seinem mongolischen Reich zu veranlassen. Der genannte Libellus wurde von Johannes de Galonifontibus niedergeschrieben, während er sich in seinem Heimatlande Frankreich befand, scheint von da, vielleicht von ihm selbst, nach Böhmen mitgenommen worden zu sein, und blieb dort einige Jahrhunderte unbeachtet. Nach der Auf-

¹ Kern, Der Libellus de notitia orbis, in: Archivum Fratrum Praedicatorum vol. VIII (1938).

hebung der Klöster unter Joseph II. kam die Handschrift nach Graz und wurde dort von Kern bei einer Registrierung der dortigen Handschriften entdeckt.

Ihr Verfasser verfügte über eine ausgezeichnete Kenntnis des Orients, denn er wirkte schon seit 1377 in Sultanieh als Erzbischof. Er kannte auch Timurlenk persönlich, über den er 1403 in Frankreich ein eigenes Werk verfaßt hatte², und konnte somit wertvolle Mitteilungen über die Lage, besonders auf religiösem Gebiet, in den verschiedenen asiatischen Ländern machen.

In seinem Bericht findet sich nun auch eine zwar kurze, aber inhaltsreiche Nachricht über die Zustände in China. Es heißt³:

„In diesem Lande ist der Erzbischof von Cambalech (Peking) aus dem Orden der Minderbrüder, ein verehrungswürdiger und heiliger Mann namens Karl von Frankreich, den ich in meinen Jugendjahren kennengelernt habe. Dieser lebte in jenen Gegenden und hat viel zur Vermehrung und Verherrlichung des Glaubens getan. Nachdem er vor langer Zeit gestorben ist, kam kein anderer mehr in vorbesagte Gegenden. So wurde ich selbst wiederholt darum gebeten, und ich wäre auch hingegangen, doch ich wartete auf den (diesbezüglichen Befehl vom) Apostolischen Stuhl. Wenn es dem Allerhöchsten gefällt, werde ich in jene Gegenden ziehen, weil wir dort eine ziemliche Anzahl (bonam partem) Katholiken haben. Es müßte nur einer den Willen haben, zum Lob des Sohnes Gottes, zum Ruhme der Römischen Kirche und zur Mehrung des katholischen Glaubens (dort) zu arbeiten ...

In diesem Lande sucht man nicht ausdrücklich (explicite) nach dem (wahren) Glauben; trotzdem würden die Prediger der Wahrheit genau so wie unsere Vorgänger dort große Erfolge haben, wenn sie ausharren. Aber leider ist auch nicht einer dort, da der genannte Erzbischof von Cambalech vor langer Zeit starb und kein anderer sich jener Menschen erbarmt und dort arbeiten will. Auch der Apostolische Stuhl nimmt sich der Sache nicht an. Ich habe es unseren Oberen gemeldet und bin damit vor Gott entschuldigt ...“

Von dem in dieser Notiz erwähnten Erzbischof Karl in Cambalech (Peking) ist sonst nicht das geringste bekannt. Er muß als Nachfolger des verschollenen

Guilelmus de Prato irgendwann vom Vatikan nach China entsandt worden sein, und er scheint daselbst längere Zeit segensreich gewirkt zu haben, war aber 1404 schon „vor langer Zeit“ verstorben.

Der Wunsch des Johannes de Galonifontibus, selber nach China zu gehen und die daselbst noch vorhandene „ziemlich große Anzahl von Katholiken“ zu betreuen, scheint am Papsthof zunächst keinen Anklang gefunden zu haben. Einige Jahre später aber fand sein Anliegen doch Erfüllung: am 29. Dezember 1410 ernannte ihn Papst Johann XXIII. (1410—1415) zum Administrator des verwaisten Erzbistums von Cambalech-Peking. Da er damals schon 35 Jahre Erzbischof war, muß er sich in stark vorgerücktem Alter befunden haben, und seine Unternehmungslust, die ihn vor einer so beschwerlichen und langwierigen Reise und einer so verantwortungsvollen Aufgabe nicht zurückschrecken ließ, verdient Bewunderung.

Die letzte Nachricht über ihn sind Ablässe, die er am 12. Februar 1412 in Lemberg der dortigen Dominikanerkirche erteilte. In dieser 1937 bekannt gewordenen Urkunde⁴ nennt er sich „Johannes, Dei et Apostolicae Sedis gratia episcopus Solthaniensis et administrator ecclesie Cambaliensis et in legatione dicte Sedis numpcius“. Die Tatsache, daß er sich als Legaten des Papstes bezeichnet, läßt darauf schließen, daß der Papst ihm, wie es damals üblich war, einen Brief an den Kaiser von China mitgegeben hatte. Doch läßt sich nicht ermitteln, ob diese Annahme zutrifft.

Die genannte Urkunde ist das letzte Lebenszeichen des hochinteressanten Mannes. Ob er die Reise nach China angetreten, ob er sie vielleicht sogar beendet und in Peking noch gewirkt hat — wir wissen es nicht. Wahrscheinlich ist es nicht, da er bei den damaligen Verkehrsverhältnissen kaum vor 1415 in China eintreffen konnte und sich, wie gesagt, schon in ziemlich hohem Alter befunden haben muß. Sein Libellus aber gibt uns die Gewißheit, daß die Geschichte des mittelalterlichen Christentums im Reich der Mitte keineswegs mit 1368 jäh abriß, sondern daß auch nachher noch einige Jahrzehnte hindurch Kolonien christlicher Chinesen bestanden haben müssen. Der Zeitpunkt freilich, in dem die erzbischöfliche Betreuung endgültig in Peking aufhörte, bleibt nach wie vor in Dunkel gehüllt.

Richard Hennig

² H. Moranville, *Mémoire sur Tamerlan et sa cour par un Dominicain (Irrtum: Franciscain!) en 1403*, in: *Bibliothèque de l'Ecole des Chartes* 55 (1894) 433 ff.

³ Kern, a. a. O. 119 f.

⁴ Raymund Loenertz, *La Société des Frères Pègrinants*, in: *Etudes sur l'Orient Dominicain I*, Rom 1937, 170 f.